

Robin Schmidt

Orte der Geistesgegenwart

Essays über Gastfreundschaft

Verlag am Goetheanum

In ihren Werken «Threshold I-III» hat die Künstlerin Rachel Whiteread den Raum sichtbar gemacht, der Innen und Außen trennt und verbindet: durch ein aufwendiges Verfahren hat sie den Raum, der von der Türschwelle eingenommen wird, von beiden Seiten mit Harz ausgegossen und nachher beide Seiten zusammengefügt. So macht sie den Ort der Schwelle sichtbar, wo öffentlicher Raum und privater Raum aneinanderstoßen und ineinander übergehen, wo das Eigene und das Fremde sich begegnen, und wo die Entscheidung fällt, ob das Fremde in das Eigene eingelassen wird. Dieser Ort der Schwelle, der Begegnung und der Entscheidung, ob und wie Gastfreundschaft gelingt, war oft der Mittelpunkt des Austauschs mit meinen in den letzten Jahren verstorbenen Lehrern, Wegbereitern und Freunden Heinz Zimmermann, Götz Deimann und Wilfrid Jaensch, denen das Buch gewidmet ist.

www.vamg.ch

Umschlaggestaltung von Wolfram Schildt, Berlin, unter Verwendung eines Fotos des Werkes: **Rachel Whiteread: Threshold II**, 2010, Resin, 77 1/8 x 29 7/8 x 3 inches (196 x 76 x 7,5 cm)
© Rachel Whiteread; Courtesy of the artist, Luhring Augustine, New York, Lorcan O’Neill, Rome, and Gagosian Gallery.

© Copyright 2017 Verlag am Goetheanum, CH – 4143 Dornach
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Höpcke, Hamburg
Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim

ISBN 978-3-7235-1588-4

INHALT

1. Der Ort des Anfangs – oder: Himmel und Hölle des Alltags	9
2. Ökonomie der Gastfreundschaft – oder: der Gast als Gastgeber des Gastgebers	22
3. Scham als Lebensform – oder: Sexualität und Spiritualität als Niemandland und Brücke	32
4. Freiheit in der digitalen Welt – oder: die Erde ist das neue Transzendente	44
5. Eine Gemeinschaft derer, die nichts gemeinsam haben – oder: Positivität und Unbefangenheit als Antlitz und Sprache	59
6. Poetik und Poesie der Gastfreundschaft – oder: vier Meditations-Bücher Rudolf Steiners	70
7. Von der Sonne der Meditation	85
Literatur	94
Anmerkungen	97

*«Die Schwelle ist der Grundbalken,
der das Tor im Ganzen trägt.
Er hält die Mitte, in der die Zwei,
das Draußen und Drinnen, einander
durchgehen, aus. Die Schwelle trägt
das Zwischen.»¹*

I. DER ORT DES ANFANGS – ODER: HIMMEL UND HÖLLE DES ALLTAGS

Ich stehe am Fenster und blicke auf die Straße herunter; ich schaue Passanten nach, sehe auf den ordentlich gemähten Rasen des Nachbarn, bemerke die Farbigkeit des Asphalts. «Kracks». Plötzlich ist nichts mehr so, wie es vorher war. Ein Bewusstsein entsteht, das mir voraus ist, das aber mein Leben bereits unumkehrbar verändert hat.

Himmel und Hölle heute

Im Mittelalter war der Himmel oben und die Hölle unten. Wir lebten auf der Erde irgendwo dazwischen. Seit der kopernikanischen Revolution haben wir angefangen – es ist erst ein Anfangen – zu verstehen, dass wir nicht «unter» dem Himmel leben. Wir haben angefangen zu verstehen, dass die Erde selbst und somit jeder Ort auf der Erde ein Ort im Universum ist. Wir sind schon im Himmel. Ähnlich ist es mit der Hölle. Die Hölle ist nicht «da unten», und wir kämen dahin, wenn wir uns nicht anständig benehmen. Shakespeare lässt Ariel in «The Tempest» (I,2) sagen: «*The hell is empty / And all the devils are here.*» Die Hölle ist leer und die Teufel sind um uns herum, in uns drinnen, es gibt diesen Ort «da unten» nicht. Himmel und Hölle sind seit der Neuzeit *ein* Ort und dieser Ort ist nicht mehr Jenseits, sondern *hier*.

Umgangssprachlich meinen wir häufig auch, der Himmel sei das Schöne und die Hölle das Schreckliche. Wenn jedoch der Himmel nicht mehr oben ist, sondern hier, dann können wir ihn als den Ort verstehen, an dem das Gute *Leben* wird. Das kann überall und jetzt sein. Auf der anderen Seite können wir die Hölle als den Ort verstehen, an dem das Böse bewusst wird. Die Hölle ist nicht der Ort, an dem das Böse <gemacht> wird. Was ich im Leben getan habe, wird mir in seinen Konsequenzen für andere bewusst: das ist Hölle. So wie auch in manchen christlichen Traditionen das Fegefeuer, die Hölle, der Ort ist, an dem die bösen Handlungen nach dem Tod zu Bewusstsein gebracht werden. – Himmel und Hölle sind also nicht das Wunderbare oder das Schreckliche, sondern es sind Momente, in denen einerseits ein Bewusstseinsakt ins Leben übergeht – die Frage nach dem Guten – und andererseits ein vergangenes Handeln, ein <böses> Handeln, zu Bewusstsein kommt – sie sind ein Übergangsmoment von Leben zu Bewusstsein. Wo sie zusammenfallen, ereignen sich diese «Kracks»-Momente, die eine Risslinie bilden, an denen ursprüngliches *Anfangen* möglich ist.

Erster Anfang: Individualität

Wie kann ich mich in diese Übergänge stellen, in die das Leben heute so häufig führt? Allzu gerne möchte man das Neue, das sich ankündigt, sofort *leben*. Oder man neigt dazu, den entstandenen Riss zu überspielen und zu verkleben, ihn wieder <heil> machen zu wollen. Peter Handke

sagt, man bräuchte an dieser Schwelle eine besondere Form der Ruhe: «*Das Schwellengefühl ist eine Ruhe, die absichtslos weiterführt.*»² Eine Stille ohne die Intentionen und Absichten des Alltags – das kann ein allererster Anfang sein.

Eine solche Ruhe kann dann einen inneren Gesprächsraum begründen, einen inneren Gesprächsraum der Klarheit und der Ruhe, der es mir ermöglicht, auf mich selbst zu schauen, auf das zu schauen, womit ich bisher identifiziert war, auf die zerbrochene Ganzheit. Aus der Einheit, die ich war, entsteht so eine Zweiheit.

In der Zweiheit beginnt ein Gespräch. Es ist eine Zwiesprache von dem, der plötzlich einen Riss bekommt, mit dem anderen, der in der Lage ist, darauf zu schauen, und eine Perspektive vor sich sieht. Und in diesem freien Raum ihres Gesprächs liegt die Quelle eines neuen Guten. – Wenn dieser Raum sich entfaltet, stärker wird, dann *will* ich etwas. Und dieses Etwas, das ich dann will, das ist das *neuzeitliche* Gute. Ich möchte diesen Raum, in dem ich mit mir selbst Eins und doch Zwei bin, <Individualität> nennen – eine nicht zu teilende Einheit einer Zweiheit. Wobei die Unteilbarkeit der Zweiheit eine Hoffnung und einen ethischen Wert darstellt und keine gegebene Tatsache – denn sie kann zerstört werden. Sie kann, wie Hannah Arendt immer wieder deutlich macht, von der *Einsamkeit* der inneren Zwiesprache zur *Verlassenheit* werden. Das Gute: eine Geburt, ein unmittelbarer Anfang eines Neuen, die als Wille aus einem inneren Zwiesgespräch gezeugt ist. – Das wäre ein erster Moment des Anfangens.

Das Böse der Individualität

Damit hätten wir auch einen ersten Maßstab für das Böse. Es ist das Nicht-Wollen dieses Ortes des Zwiegespräches der Individualität. Es ist ein Ausweichen vor der herben Schrecklichkeit, die in diesem Ort liegt. Peter Trawny fasst das in einem Essay über die innere Zwiesprache, die er *Intimität* nennt, so: «*Es gibt aber auch einen Schmerz, der der Intimität selbst entspringt. Es gibt den Intimitätschmerz. Er besteht in der Bitterkeit, stets ich selbst sein zu müssen. [...] Leben heißt, diesen Selbstschmerz durch Anerkennung zu begrenzen, nicht und nie zu verhindern. Den Schmerz zu verhindern, welchen auch immer, wäre die Verhinderung von Intimität [...]. Alle Narkosen, mit denen die techno-tele-medialen Apparate den Schmerz zu betäuben versuchen, gelten der Intimität. Er ist sehr erfolgreich.*»³ Der Schmerz der Individualität enthält in sich Einsamkeit, Bitterkeit, Unausweichlichkeit vor sich selbst. Das Böse entsteht hier als eine Betäubung und Zerstreung der Individualitäts-Schmerzen. Die «*techno-tele-medialen Apparate*» helfen uns dabei erfolgreich: sie kleben, sie verkitten und verspachteln den Riss. Indem sie die Hölle der Bewusstwerdung verhindern, vermögen sie die Zwiesprache der Individualität, der das Gute entspringt, zu zerstören.

Eine zweite Technik ist nicht Betäubung, sondern Verschiebung des Selbstgespräches auf eine andere Ebene. Wir fangen an, uns selbst zu überwachen. Es ist eine Art Selbstprotokollierung (auch mit immer feineren technischen Hilfsmitteln), die mir meine Existenz sozusagen

von Außen garantieren soll. Darauf folgt dann die Selbstoptimierung. Aus den Messungen und Beobachtungen fange ich nun an, die Schrauben zu stellen: mehr Leistungsfähigkeit, mehr Rationalität oder auch mehr Spiritualität heraus zu holen, mehr Zeit zu sparen, effizienter zu werden. Es ist ein «Selbstoptimierungszwang»⁴, der an die Stelle der absichtslosen, zarten Verwandlung aus dem Zwiegespräch tritt. Das steigert sich in die Selbstausbeutung. Ich nehme ein Arbeitsverhältnis zu mir ein und fange an, mich auszubeuten, um erwartungsartigen Bildern nachzukommen: aus der Firma, vom Lebenspartner, aus meinem Ehrgeiz oder meinen Vorstellungen über das Spirituelle, die sich bis in die letzten Ecken meines Lebens einnisten. Lebenszeit wird «Arbeit», bei der ich selbst die Ressource bin, die ich ausbeute, und womöglich noch Gefühle der Freiheit damit verbinde.

Ein Drittes, das mit dem 20. Jahrhundert angefangen hat und immer mehr an Kraft gewinnt, ist die Möglichkeit, die Welt so zu gestalten, wie ich es gerne hätte. Wir können Wunschwelten nach außen setzen und uns darin lebenslang bewegen. Es ist wie bei den Tourismuskatalogen, wo tatsächlich Strände und Hotelanlagen, ganze Dörfer und Landschaften nach den Bildern gelingenden Lebens und Einkommensklassen ihrer Konsumenten gebaut werden. Wir können auch Welten bauen, die genau so sind, wie unsere Vorstellung von uns selbst ist. Die Welt des Web 2.0 treibt das in den Exzess. Ich befinde mich in einer Welt, in der es keine Andersheit mehr gibt. In der «Filter-Bubble» der Algorithmen von Google, Amazon, Facebook oder Twitter bekomme ich nur diejenigen Dinge angezeigt, die

ich ohnehin schon kenne und gut finde. So begegne ich nur noch mir selbst – ein <Welten-Narzissmus>. Eine Welt, die mich spiegelt und in der nur noch ich selbst vorkomme. Das ist eine brutale Form der Zerstörung der Individualität. Sie kommt sehr *smart* daher.

Der vierte und zugleich tragischste Moment, den Hannah Arendt in ihren Vorlesungen *Über das Böse* ausführt, ist die vollständige und nachhaltige Verweigerung, eine Individualität zu sein. «*Das Lästige an den Nazi-Verbrechern war gerade, dass sie willentlich auf alle persönlichen Eigenschaften verzichteten, als ob dann niemand mehr übrig bliebe, der entweder bestraft oder dem vergeben werden könnte. [...] Das größte begangene Böse ist das Böse, das von Niemanden getan wurde, das heißt, von menschlichen Wesen, die sich weigern, Personen zu sein.*»⁵ Dieses Böse kann auch nicht gesühnt werden, weil es niemanden gibt, der für die Handlung verantwortlich zeichnet. Dieses Böse hat keine Hölle, weil derjenige sich selbst eliminiert hat, dem das Bewusstsein der Handlung aufgehen könnte.

Zweiter Anfang: Hierarchie

Ein zweiter, radikalerer Ort des Anfangens ist die Hierarchie. Sie bringt mich aus dem «Kracks» in ein himmlisches Verhältnis zum Anderen. Anfang heißt altgriechisch *arché*, Uranfang, Ursprung. Radikal Anfangen meint, an den Uranfang zu gehen. Das erste Wort im Johannesevangelium, *en arche en ho logos* – <Im Anfang war das Wort>, kann als Ortsbezeichnung verstanden werden, wie Johan-

nes Scotus Eriugena im 9. Jahrhundert in einem Kommentar zum Johannesevangelium einmal darstellt⁶. <En arche> ist der <Ort des Anfangens>. In diesem Urbeginn, überall, wo ich radikal anfangen – dort ist der Logos, der Geist. Der Anfang, wenn er <himmlisch> oder heilig ist, ist dann <Hierarchie> (<hier> heißt wörtlich <heilig>). Hierarchie ist also im spätantiken und mittelalterlichen Denken ein Ort, in dem ein ursprünglicher, ein heiliger Anfang gesetzt ist. Bei Dionysius Areopagita heißt es in seiner Schrift über die himmlische Hierarchie: «*Hierarchie ist meines Erachtens eine geheiligte Ordnung, Wissenschaft und Wirksamkeit.*»⁷ Die Hierarchie als eine heilige *Ordnung* bildet sich nach Dionysius immer im Verhältnis von drei Wesen – ein oberes, mittleres und unteres Wesen – zueinander. Das mittlere Wesen ist dann *hierarchisch*, wenn es etwas für das untere Wesen tut, das dem unteren Wesen ermöglicht, das zu werden, als was es von Gott gemeint ist, was es selbst in Wahrheit ist. Dazu braucht das mittlere eine Weisheit darüber, was das untere Wesen braucht, um es selbst zu werden. Diese Weisheit empfängt das mittlere Wesen vom oberen. Das ist das hierarchische Prinzip: wenn das mittlere Wesen danach fragt, was es für das Wesen tun kann, das ihm anheimgegeben ist, dann darf das obere Wesen das mittlere Wesen erleuchten, um die göttlichen Einsichten zu vermitteln, die es zu diesem Dienst braucht. So entsteht eine Kette von Wesenheiten, die in diesem hierarchischen Ordnungsverhältnis stehen. Das ist nicht den Engeln allein vorbehalten, das kann auch der Mensch, wenn er anfängt, sich auf diese Weise für die Mitwelt zu engagieren, ihr zu verhelfen, so zu werden, wie sie von Gott gemeint

ist – so betritt der Mensch die Hierarchie. Anfangen heißt hier: selbst in diese Art des Wirkens für Andere (d.h. *Wirksamkeit* der Hierarchie) einzutreten. Wie das jeweils geht, das ist die von Dionysius genannte *Wissenschaft* der Hierarchie.

Doch das ist die mittelalterliche Perspektive, in der es Oben und Unten gibt: Von Seraphim, Cherubim und Thronen oben bis zu den Menschen unten. In der Neuzeit wird diese Ordnung umgewälzt. Erstens: Die Wesensbestimmung des Menschen wird nicht mehr als von Gott vorgedacht angesehen. Das, was ich bin, das denke und entscheide bis ins Wesen *ich*. Das Zweite ist: In der Neuzeit kippt die Perspektive von Oben und Unten in das Runde, in den Kreis. Die Erde ist schon im Himmel und umschließt durch ihre Kreisbewegung die Sonne in ihrer Mitte. Das heißt: Soziales wird auf Gegenseitigkeit begründet. Aus Oben und Unten wird Augenhöhe der Wesen, wird Freundschaft, Demokratie. Drittens: das Gute wird freies, sprudelndes jubilierendes Leben und ist nicht mehr Pflicht. Das Gute, der Himmel, ereignet sich dann, wenn solche Gegenseitigkeit der Wesen zu *Leben* wird, zum Organismus wird. Deswegen spricht Rudolf Steiner beispielsweise vom «sozialen Organismus»: einem in sich dreifach gegliederten Verhältnis der Gegenseitigkeit in hierarchischer, also heiliger, Bezugnahme, so dass eine Ganzheit entsteht, die *lebt*. Die Idee des sozialen Organismus in diesem Sinne wäre eine neuzeitliche Version der Hierarchie.

Das Böse der Hierarchie

Das Böse in diesem zweiten Anfang liegt im Wort. Es ist das, was wir gewöhnlich unter «Hierarchie» verstehen. Es ist das Verbergen und Verschweigen der Hierarchie. Eine geheime Umstrukturierung im Unternehmen beispielsweise, ohne dass ein Widerstand entstehen könnte, bei der die Oberen entscheiden und durchführen, ohne dass es die Unteren auch nur ahnen können. Und diesen werden dann die Resultate als unveränderbare «Tatsachen» vorgeführt. So werden auch die Dämonen in der mittelalterlichen Darstellung gezeigt: Sie handeln durch uns hindurch, ohne uns zu sagen, wer sie sind und was sie wollen. Sie schaffen «Tatsachen», ohne selbst als Hervorbringer erkennbar zu sein.

Die zweite Möglichkeit des Bösen an dieser Stelle: Ich drücke einen Anderen ins Wesensfremde. Ich mache den Anderen nicht zu dem, der er sein könnte, sondern ich mache ihn zum Instrument eines Willens, der gar nicht in ihm liegt. Er glaubt, es sei sein «Ich», obwohl es nur ein in ihm wirksamer Wille von mir oder von einem Kollektiv ist, das eine Weltumgebung für ihn bildet, die ihn darin permanent bestätigt, «so» zu sein. Ich schaue in einer bestimmten Optik – und dieser Blick wirkt so, dass der Andere zu dem wird, was in meiner Erwartung liegt. Das ist eine Magie, die in jedem Blick liegt. Es liegt am Blickenden, ob sie «schwarz» oder «weiß» sein wird.

Das dritte Böse, das sich auf den sozialen Zusammenhang als Ganzes bezieht, ist: Wir machen uns zu Teilen von sozialen Maschinen. Wir ordnen uns ein in einen größeren

allgemeinen Zweck, *die* Wirtschaftlichkeit, *die* Rationalität, *die* Politik, wo es nicht mehr diejenigen sind, die arbeiten, auf die sich die Ziele des Ganzen beziehen, sondern, wo es um Zielvorgaben unmenschlicher Kräfte geht. Ihnen ist gemeinsam, dass sie immer ohne Alternative erscheinen. Und für diese Zwecke werden wir zur Selbstoptimierung bis zum Umfallen beraten, gecoacht und trainiert.

Dritter Anfang: Initiation

Eine dritte, noch radikalere Art des Anfangens ist nicht Geburt aus der Individualität. Es ist auch nicht der Tod in der Hierarchie, denn im Mittelalter hat man die Mitarbeit in der Hierarchie gleichgesetzt mit einem mystischen Tod. Einzutreten in die Hierarchie hieß für den Menschen: in den Himmel gehen, also sterben. Das Leben, das nach diesem Tod kommt, heißt *Initiation*, Einweihung. *Initium* heißt auch anfangen. Das ist der dritte Anfang und meint einen Neubeginn *nach* dem mystischen Tod; ein Neubeginn, der das in der Erleuchtung Erfahrene in die irdischen Verhältnisse hereinarbeitet. Eine Wiedergeburt nach dem Leben im Himmel der Hierarchie. Doch dieser Himmel ist heute nicht mehr oben und wir kommen dann wieder herunter – denn dieser Himmel ist schon hier, er braucht nur gesehen zu werden.

Dieses Initiationserlebnis des *Wieder-Da-Seins* wurde von Anthropologen vielfach beschrieben; prägnant tut dies Jan Assmann für das alte Ägypten und zeigt, dass In-

itiation eine neue Erfahrung von Zeit mit sich bringt.⁸ Die erste Dimension der anderen Zeit-Erfahrung des Initiaten ist eine Präsenz-Erfahrung. Es ist die Erfahrung der Präsenz im Präsens. *Ich bin da*. Alles Gegenwärtig-Seiende leuchtet im Glanz der Ewigkeit. Auch unter Menschen: Wenn der Initiierte voll *da* ist, erlaubt das auch Anderen, sich ihr Selbst zu vergegenwärtigen. Alles Potentielle kann durch diese Art von Präsenz in Gegenwartigkeit glänzen.

Die zweite Erfahrung der neuen Zeit ist ein Leben im *Continuous*. Diese im Englischen verwendete Zeitform drückt aus, dass ich dabei bin, etwas zu tun, und im Prozess, das hervorzubringen, was ich tue. Zeit läuft dann nicht mehr ab wie Wasser aus einem Gefäß, so dass Zeit immer weniger und letztlich leer wird. Zeit füllt den Raum mit Anwesenheit. Sie ist ein den Raum mit Wesen erfüllender Prozess, indem sich beständig Werden und Vergehen ereignen. Es ist ein Gestalten aus den Kräften von Werden und Vergehen in der Zeit, um für Wesen Orte und Umgebungen zu schaffen, die ihre Ichwerdung, ihre volle Präsenz, ermöglichen.

Eine dritte Zeiterfahrung des Initiaten: Er lebt im Bewusstsein des Futur II. Das heißt, dass er vom Tod her sein verbleibendes Leben führt. Wie will ich, aus der Perspektive des künftigen Todes, jetzt gewesen sein? Wie will ich den heutigen Tag gelebt haben, angesichts des Momentes des Todes? Wie will ich dann für dich da gewesen sein, heute, hier? Was will ich auf der Erde getan haben und was will ich dir heute gesagt haben, wenn ich gestorben sein werde? Der Initiat stand oder steht im Tod, war oder ist im

Himmel und jeder Moment erscheint ihm im Licht des Todes. Jeder Moment erscheint als Möglichkeit von ‹Himmel›, jede Erscheinung ist ihm Wesen.

Das böse Gegenstück dazu ist: ‹Eigentlich bin ich ganz anders – ich komme nur so selten dazu.› Ich teile mich selbst in ein ‹Eigentlich› und ein ‹Uneigentlich›, in ein ‹eigentliches Wesen› und eine ‹bloße Erscheinung›. Die Erscheinung wird als wesenlos betrachtet und das Eigentliche als von ihr ganz unabhängig angesehen. Wenn das konstitutiv wird, dann ist ein Leben im Todesbewusstsein nicht mehr möglich, das Bewusstsein dessen, wie ich einmal gewesen sein möchte. Ich verliere dann auch die künftige Möglichkeit zu solchem Bewusstsein, denn das ‹Uneigentliche› des Menschen ist die Zukunft seines ‹Eigentlichen›. Mit dem ‹Uneigentlichen› wird auch das ‹Eigentliche› wesenlos. Mit der Verleugnung seiner Erscheinung verliert der Mensch die Zukunft, von der sein vermeintliches ‹eigentliches Wesen› nur eine Verheißung ist.

So leben wir heute ganz alltäglich mitten im Himmel, mitten in der Hölle. Beide ereignen sich nicht in der Ferne, wie es oft scheint – sie sind unendlich nah, wir sind oft darin, mitten im Alltag, als Anfänger.

Dieser Riss, wo Anfang und Ende eins sind, ist eine Schwelle. Die Schwelle ist der Grundbalken des Hauses, auf den es gebaut wird, auf den die Eingangstüre gesetzt wird, die Innen und Außen trennt. An ihr entscheidet sich, ob die beiden Seiten sich begegnen: ob der Gast, das Neue, das Anfängliche, das Anfangen eingelassen und gastfreundlich empfangen wird. Rudolf Steiner hat diesen Ort in seinen Darstellungen ‹die Schwelle der geistigen Welt›

genannt.⁹ An dieser Schwelle sind wir nicht allein, sondern mit dem ‹Hüter der Schwelle› zusammen. So wäre es dieser Hüter, der das Selbstgespräch mit mir dosiert und moderiert, der das Eintreten in das Leben der Hierarchie begleitet und in der Initiation die Zeit behütet, er wäre ein Hüter über das Anfangen, das Alpha, und das Ende, das Omega – er wäre ein Wächter über die Gesetze der Gastfreundschaft.